

Krisenwissenschaft Soziologie – Wissenschaft in der Krise?

Birgit Blättel-Mink¹

Dass ich an diesem Ort, dem Forum der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, und zu dieser Zeit der nicht einfachen soziologischen Selbstvergewisserung, einen Text zur Situation der Soziologie in Deutschland schreiben darf, sehe ich als Ehre, aber durchaus auch als Herausforderung an. Das Phänomen, dass eine nicht gerade kleine Gruppe von Soziolog*innen eine »Akademie für Soziologie« gründet und sich zur Aufgabe macht, die empirisch-analytische Soziologie in Lehre und Forschung zu fördern (siehe Akademie für Soziologie 2017b), und die damit zumindest implizit der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS) unterstellt, dass sie das nicht tut, wirkt erstmal irritierend und hat, wie die Diskussionen zeigen, die soziologische Gemeinschaft in der Tat irritiert. Ich erinnere an die Debatten in der *Soziologie*, aber auch auf der Mitgliederversammlung der DGS auf dem Kongress in Göttingen. Liest man den Gründungsaufruf und die Grundsätze, scheint es den Mitgliedern der Akademie für Soziologie vor allem darum zu gehen, die Soziologie als Realwissenschaft zu verstehen und danach zu streben, die Wissenschaftlichkeit der Soziologie und ihre öffentliche Sichtbarkeit zu stärken.

»In einer Zeit, in der populistische Bewegungen und Vorstellungen einer nur »konstruierten« Wirklichkeit und »alternativer Fakten« an Boden gewinnen, ist es umso notwendiger, in der Tradition der wissenschaftlichen Aufklärung nach faktenbasierten, prüfbaren und dann auch praktisch verwertbaren Erkenntnissen zu streben.« (Akademie für Soziologie 2017a: 2)

1 Ich danke Thomas Scheffer, Sarah Luki Schmitz und Luigi Wenzl für die kritische Durchsicht des Textes und für ihre konstruktiven Kommentare.

Ob man allerdings als Soziolog*in »alternativen Fakten« mit »Fakten« begegnen kann, scheint mir zweifelhaft. Es entsteht vielmehr der Eindruck, dass jeder Versuch, »alternative Fakten« mit evidenzbasierten zu konfrontieren, weder in Deutschland noch andernorts, die erwünschten »praxisaufklärenden« Effekte zeitigt. Es kommt jedoch noch ein zweites Moment hinzu: Schreibt man sich damit nicht vielmehr in diesen Diskurs ein und rückt die Soziologie in die Sphäre einer Prüfungsinstanz? Sollte die Soziologie, als die Wissenschaft von Gesellschaft, von sozialem Handeln, von Interaktionen, sich nicht vielmehr bemühen, jene Prozesse und Diskurse und Begehren nach Populismus zu verstehen und ursächlich zu erklären? Eine gemeinsame Antwort auf diese Fragenkomplexe scheint der Soziologie gegenwärtig schwerzufallen. Die Ausgliederung hat ihren Anteil daran.

Die aktuelle Debatte im Nachgang der Gründung der Akademie für Soziologie ist, so wie ich sie überblicke, von unterschiedlichen Fragen- und Themenkomplexen gekennzeichnet, die ich hier nur in Ausschnitten darzustellen vermag: So werden Klagen über das »Repräsentationsproblem« durchaus zurecht angemerkt. Historisch gesehen waren Über- und Unterrepräsentanzen unterschiedlicher paradigmatischer Orientierungen von Kolleg*innen in der Komposition des Konzils und des Vorstands (Strübing 2017) immer schon kennzeichnend. Die Doppelmitgliedschaft einiger Kolleg*innen in Gremien der Deutschen Gesellschaft für Soziologie und der Akademie für Soziologie provoziert Unverständnis bis hin zu Vertrauensverlusten. Dass die Akademie für Soziologie nach der Anerkennung als Fachgesellschaft durch die DFG nun wie die DGS eigene Kandidat*innen für das DFG Fachkollegium Sozialwissenschaften (Empirische Sozialforschung) vorschlägt, kann als vorläufiger Höhepunkt der Irritation betrachtet werden.

Inhaltlich werden multi- oder monoparadigmatische Gültigkeits- und Geltungsansprüche ins Feld geführt, die in der Debatte teilweise in einem »Methodenstreit« verdichtet, und damit nicht selten »abgedichtet« werden. In und durch diesen »Methodenstreit« werden klassische soziologische Grundlagenfragen über »Objektivität« und »Wertneutralität« wieder virulent. Ein zwingend notwendiger, »lagerübergreifender« Dialog scheint zum gegenwärtigen Stand nicht in Sicht.

Es rumort also in der deutschen Soziologie und die Linien im Sand scheinen gezogen. Ist die »Krisenwissenschaft« (siehe hierzu auch Niephaus 2018) Soziologie etwa selbst in der Krise? Und das in einer Zeit, in der Lagerbildungen in der Gesellschaft, die ökologische oder die Flüchtlingskrise,

um nur einige der Brennpunkte zu benennen, einer Wissenschaft bedürfen, die soziale Konflikte, sozialen Wandel, oder soziale Mechanismen der Herstellung von Ungleichheit in einzigartiger Weise verstehen und erklären kann. Oder, wie Hans-Peter Müller es sagt:

»Gerade weil die Soziologie im Zuge der Ausdifferenzierung und Spezialisierung den von ihr untersuchten Gesellschaften eine immer bessere Datengrundlage und -analyse auf sachlicher und solider Basis zu liefern mag, ist sie wie keine zweite Wissenschaft im Verein mit den anderen Disziplinen in der Lage, auch Orientierungswissen für die Gesellschaft in einer politisch gefährlich aufgeheizten Welt bereitzustellen.« (Müller 2018: 474)

Soziologisches Forschen und Lehren bereichert mich sehr und ich bin froh, diese Wissenschaft zur meinigen gemacht und das Privileg zu haben, mein Wissen und das Wissen der Kolleg*innen an Studierende weitergeben zu können und aus den Debatten mit ihnen und den Kolleg*innen Inspirationen für die weitere Forschung zu erhalten. Damit das so bleibt und das Unbehagen, das sich vieler Orts einstellt, überwunden werden kann, mache auch ich mir einige Gedanken zur aktuellen Verfasstheit der Soziologie und zu der Frage, wie es zu den aktuellen Zerreißproben kommen konnte und wie man in Zukunft wieder zu einer »Einheit in Vielfalt« kommen kann. Im Folgenden möchte ich deshalb versuchen, vor allem durch Rekurs auf eigene Erfahrungen, Eindrücke und Irritationen, Herausforderungen der letzten Jahre zu benennen, etwa die Bologna-Reform und die damit verknüpfte veränderte Reputationspraxis der Wissenschaft, und zu fragen, wie die Soziologie damit umgegangen ist. In der Hoffnung, dass sich am Ende ein klareres Bild ergibt und mit aller Vorsicht darüber nachgedacht werden kann, wie die Krisen der Gegenwart die Soziologie der Zukunft prägen können.

Soziologie und die »ernsten Spiele des Wettbewerbs«

Im Grunde bin ich sehr gerne Soziologin und immer noch sehr froh, dass ich diesen Studiengang gewählt und es bis zur Professur geschafft habe. Dennoch gab und gibt es immer wieder Irritationen, von denen ich im Folgenden einige benennen möchte. Beginnen möchte ich mit der für mich ernüchternden Erkenntnis, dass auch die Soziologie, die sich ja unter anderem mit den Mechanismen der Reproduktion sozialer Ungleichheit beschäftigt,

selbst nicht frei davon ist, in ihren eigenen Reihen Strukturen der Ungleichheit zu erzeugen. Zu denken ist hier an das Konzept »hegemonialer Männlichkeit« von Raewyn Connell und an Pierre Bourdieus Diktum von den »ernsten Spielen des Wettbewerbs« und von seiner auch für die Wissenschaft formulierten Diagnose des homosozialen Charakters sozialer Felder (Bourdieu 2005). Dass Frauen in der Soziologie über Jahrzehnte kaum vorkamen, belegen Monographien und Sammelbände,² auch wenn auf der quantitativen Ebene der Anteil von Professorinnen in den Sozialwissenschaften vergleichsweise hoch ist (siehe hierzu Mau, Huschka 2010). Die qualitative Seite lässt sich gut mit dem von Ulrike Vogel 2006 herausgegebenen Band »Wege in die Soziologie und die Frauen- und Geschlechterforschung« nachverfolgen. Auch ich selbst habe im Laufe meiner Zeit als Soziologin die Kehrseite der hegemonialen Männlichkeit, nämlich die von Regina Becker-Schmidt und Gudrun-Axeli Knapp identifizierte »doppelte Vergesellschaftung« erfahren (siehe zum Beispiel Knapp 1990).

Das 1998 erschienene Sonderheft der *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* zum Thema »Die Diagnosefähigkeit der Soziologie« (Friedrichs, Lepsius, Mayer 1998) belegt diese »ernsten Spiele« exemplarisch. Der Anteil der Autorinnen liegt bei 16,7 Prozent (N=3). Friedrichs, Lepsius und Mayer formulieren in ihrer Einleitung:

»Die Soziologie als Fachwissenschaft ist mit drei zentralen Erwartungen konfrontiert. Sie soll, erstens, wahrheitsfähige, d.h. prinzipiell empirisch überprüfbare Aussagen über soziale Tatbestände treffen. Sie soll, zweitens, gesellschaftliche Wirklichkeit aus deren objektiven Bedingungsbeziehungen erklären und in ihren subjektiven Handlungszusammenhängen verstehen. Und sie soll, drittens, zum Selbstverständnis und zur Orientierung gegenwärtiger Gesellschaften sowie ihrer wahrscheinlichen (oder gar wünschenswerten) Zukunft maßgeblich beitragen.« (ebd.: 9)

Letzteres steht im Fokus des Bandes. Lediglich Rosemarie Nave-Herz, die sich der »These über den Zerfall der Familie« widmet, Ute Gerhard und Ilona Ostner ist zugebraut geworden, diese Aufgabe leisten zu können. Gerhard und Ostner diskutieren die Chancen der Frauenbewegung und das Verhältnis von Feminismus und Soziologie. Gerhard moniert die Nichtbeachtung der feministischen Gesellschaftskritik in der Mainstream-Soziologie und Ostner prognostiziert, dass formale Gleichheit, wie sie die Frauenbewegung erstritten hat, immerzu neue Ungleichheiten im Geschlechterverhältnis generiert. Beide Texte werden unter »Soziale Bewegungen« und nicht etwa

2 Vgl. unter anderem »Die Sternstunden der Soziologie« (Neckel et al. 2010).

unter »Die Ungleichheitsproblematik« eingeordnet. Dort werden Bildung, Erwerbsarbeit und sozialstruktureller Wandel thematisiert – von Männern. Beinahe zur gleichen Zeit erschien ein von Wolfgang Glatzer herausgegebener Sammelband »Ansichten der Gesellschaft. Frankfurter Beiträge aus Soziologie und Politikwissenschaft« (1999). Anlässlich des 25-jährigen Bestehens des Fachbereichs Gesellschaftswissenschaften wurde vor allem auf die Geschichte der Soziologie in Frankfurt rekurriert – 2019 begehen wir 100 Jahre Soziologie an der Goethe-Universität. Der Herausgeber stellt unter anderem fest, dass in Frankfurt »Gesellschaft als Ganzes häufiger in den Blick genommen wird« (ebd: 11 f.). So stellen neben historischen Abrissen methodologische Fragen, Transformation, Globalisierung, Feminismus und Kultur Schwerpunkte des Buches dar. Von 32 Texten stammen neun von Frauen. Auch hier stellen Männer die Mehrheit, die mit den Themen »Wissenschaftsgeschichtliche Rückblicke« und »Objektivität, Reflexivität, Theorie« betraut werden. Da hier nicht der Ort und auch nicht Platz ist, um im Detail zu belegen, dass sich die akademische Soziologie in Deutschland als ein soziales Feld mit spezifischen Schließungsmechanismen darstellt, von denen einer das soziale Geschlecht ist, mögen diese beiden Beispiele genügen.

Soziologinnen haben mit der Gründung einer eigenen Sektion in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie reagiert. Versuche allerdings, dieses soziale Feld um eine Frauen- und Geschlechterperspektive zu erweitern, um nicht nur eine Nischenposition zu besetzen, waren mühsam und nicht immer von Erfolg gekrönt. Stellvertretend seien hier die Kooperationen der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung mit der Ungleichheitsforschung und der Industriesoziologie in den 1980er und 90er Jahren zu nennen. Dass die aktuelle Debatte um das Verhältnis von quantitativer und qualitativer Soziologie³ in geschlechtsspezifischer Hinsicht, zumindest auf den ersten Blick, als ausgewogen gelten kann, ist erfreulich. Inwieweit allerdings die »Ursachen« dieser Debatte ebenfalls in den »ernsten Spielen des Wettbewerbs« liegen, wäre eine Analyse wert.

3 Siehe hierzu die Beiträge in den Heften 3 und 4 (2018) der SOZIOLOGIE.

Soziologie als Disziplin der Vielfalt

Aktuell wird häufig reklamiert, dass die Soziologie als multiparadigmatische Wissenschaft zu verstehen sei.⁴ Damit ist gemeint, dass ganz unterschiedliche Zugänge zu gesellschaftlichen Phänomenen legitim nebeneinanderstehen. In Einführungsveranstaltungen sprechen wir gegenüber Studierenden hier gerne von notwendiger Ambiguitätstoleranz beim ersten Kennenlernen soziologischen Denkens, also von der Bereitschaft zu akzeptieren, dass man ein soziologisch interessantes Phänomen, wie zum Beispiel die Schwierigkeit in Deutschland systematisch auf einen nachhaltigen Konsum umzustellen, aus ganz unterschiedlichen theoretischen Perspektiven wie der Praxistheorie, der Strukturtheorie und/oder der Wissenssoziologie betrachtet werden kann und ganz unterschiedliche methodische Zugänge zum Feld zur Verfügung stehen.

Es sei mir erlaubt, dieses Thema anhand einiger biographischer Details zu elaborieren. Mein Studium der Soziologie auf Diplom habe ich Ende der siebziger Jahre an der Universität Mannheim aufgenommen. Damals waren in Mannheim auf der professoralen Ebene Hans Albert, Peter Flora, Max Kaase, Martin Irle, M. Rainer Lepsius, Walter Müller und Wolfgang Zapf tätig. In der Zeit meines Studiums wurden das Zentrum für Umfragen, Methoden und Analysen ZUMA und das Mannheimer Zentrum für Europäische Sozialforschung MZES gegründet – bis heute zentrale Einrichtungen der empirischen Sozialforschung. Der heutige Schwerpunkt auf quantitative Sozialforschung war zu meiner Zeit noch nicht das Aushängeschild der Mannheimer Soziologie. Meine theoretisch angelegte Diplomarbeit habe ich über Max Webers Verständnis gesellschaftlicher Rationalisierung geschrieben, betreut wurde sie von Helmut F. Spinner, Philosoph und Wissenschaftsforscher, der später für seinen an Paul Feyerabend angelehnten Entwurf einer integrierten Wissensforschung bekannt wurde. Soziologische Theorien wurden damals über zwei Semester auf Basis der zwei Bände der »Einführung in die Soziologischen Theorien« von Gabor Kiss (1972) gelehrt. Der erste Band beginnt mit Thomas Hobbes und endet mit den positivistischen Ansätzen von Auguste Comte und Herbert Spencer. Der zweite Band endet mit Niklas Luhmanns Umkehrung des Parsonschen

4 Siehe den Beitrag von Nicole Burzan zur Eröffnung des letzten Soziologiekongresses in Göttingen in diesem Heft.

Strukturfunktionalismus.⁵ Martin Irlé und seine Mitarbeiter*innen führten uns in die – eher experimentell arbeitende – Sozialpsychologie ein. Den Kritischen Rationalismus erlernte ich zu der Zeit bei Hans Albert. Sein damaliger Mitarbeiter, Axel Bühler, lehrte uns Logik und beschäftigte sich mit sozialdarwinistischen Ansätzen. Später war er Professor für Kunstphilosophie. Von Albert lernte ich das »kritische« im Rationalismus als soziologisches Zweifeln kennen – Fallibilismus statt Verifikationismus, dass »Ceteris Paribus«-Regeln notwendig sind für soziologisches Forschen und dass wir uns bemühen müssen, einen »infiniten Regress« zu vermeiden, also das interessierende Phänomen über Merkmale des Phänomens selbst zu erklären, wenn wir soziale Wirklichkeit (verstehend) erklären wollen.

Wolfgang Zapf führte uns an Differenzierungs- und Modernisierungstheorien heran, aber auch an die – vorrangig quantitative – empirische Sozialforschung. Bei Katrin Zapf belegte ich Seminare zur Stadtsoziologie, in denen wir auch standardisierte Befragungen in der Stadtgesellschaft durchführten. Es gab einen Kurs »VWL für Soziologen« und ich belegte ein Seminar zu Karl Marx, das damals von einem externen Lehrbeauftragten durchgeführt wurde. Der Name des Dozenten ist mir leider entfallen. Bei Spinner haben wir unter anderem ein Referat zu Jürgen Habermas' Theorie des kommunikativen Handelns gehalten – genauer zur »Sprechakttheorie«.

Die Promotion führte mich an die Universität Heidelberg. Wolfgang Schluchter und M. Rainer Lepsius betreuten meine Dissertation (»Innovation in der Wirtschaft«). Heidelberg, das war zu dieser Zeit die Soziologie Max Webers – obwohl auch sein Bruder Alfred in Heidelberg gelehrt hatte und seine wirtschaftswissenschaftlichen und kultursoziologischen Studien nicht nur die Fakultät für Volkswirtschaftslehre, sondern auch die Ethnologie in Heidelberg beeinflusst haben. Jedenfalls wurden in Heidelberg Talcott Parsons, Niklas Luhmann oder Jürgen Habermas gelesen um zu prüfen, in welcher Weise sie sich mit Max Webers Soziologie auseinandergesetzt haben. Es gab Lektürekurse, in denen gemeinsam Monographien gelesen wurden. Soweit ich mich erinnere, hat Hans-Peter Müller, wissenschaftlicher Assistent von Lepsius in dieser Zeit, Pierre Bourdieu »Feine Unterschiede« und Anthony Giddens' »Theorie der Strukturierung« mit den Studierenden gelesen. Ich selbst habe »mikrosoziologische« Themen angeboten: Sozialisation im Erwachsenenalter, moralische und berufliche Sozialisation, und – gemeinsam mit Lepsius – »Familiensoziologie«.

5 Der, wie ich finde, sehr gelungene Überblick über Soziologische Theorien von Hartmut Rosa, David Strecker und Andrea Kottmann (2007) beginnt »erst« mit Karl Marx.

Die Soziologie von Lepsius, der mich hauptsächlich betreut hat, war schwer zu erlernen, und als Doktorandin war es nicht einfach, an sie anzuknüpfen. Die ersten zwei Jahre in Heidelberg verbrachte ich damit, mich mit ihm auf eine adäquate Herangehensweise in meiner Dissertation, welche sich der Innovationstheorie von Joseph A. Schumpeter widmete, zu einigen – nicht empirisch sollte ich arbeiten, aber auch nicht rein konzeptionell, also sekundäranalytisch? Ich danke Hans-Georg Soeffner dafür, dass er Lepsius mit den Worten zitiert hat: »Soziologie steht in einem dauernden Spannungsverhältnis zur eigenen Alltagswahrnehmung und zu verinnerlichten Wertüberzeugungen: Man muss sich sozusagen persönlich revidieren.« (vers. Autoren 2013: 125) Vielleicht hätte ich besser über Lepsius' innovative Leistungen in der Soziologie schreiben sollen – empirisch?

Es sollte bisher deutlich geworden sein, dass man die Soziologie in dieser Zeit auch in Mannheim und trotz des Heidelberger Fokus auf Max Weber, als eine Wissenschaft kennenlernen konnte, die breit aufgestellt, ja in der Tat multiparadigmatisch ist, die sich einerseits am Szientismus der Naturwissenschaften abarbeitet, andererseits aber weiß, dass soziale Wirklichkeit nicht eins zu eins abgebildet und erklärt werden kann, und die werturteilsfrei sein will, aber erkennen muss; dass zumindest der Begründungszusammenhang nur schwer von der Person des Forschers/der Forscherin zu entkoppeln ist; dass es keine Supertheorie geben kann; dass aber die dringende Herausforderung besteht, das Verhältnis von Handlung und Struktur konzeptionell zu fassen und empirisch zu untersuchen.

Nichtsdestotrotz bilden sich an den Universitäten spezifische Denkschulen heraus, gelten uns Köln und Mannheim heute als Hochburgen quantitativer Sozialforschung, Bielefeld als Kaderschmiede der Systemtheorie und Frankfurt als Institut mit »Kritischer« Vergangenheit. Dass diese Zuschreibungen nicht in Gänze zutreffen, weiß ich auch und vor allem als Mitglied der Frankfurter Universität. Auch wenn viele Studierende als Motiv, in Frankfurt zu studieren, die Tradition der Frankfurter Schule der Kritischen Theorie angeben, so finden sie vor Ort recht wenig davon wieder. Die Personalentscheidungen der letzten Jahre haben uns zu einem in Sachen »quali« und » quanti« recht ausgeglichenen Institut gemacht, in dem aber Konflikte über die zukünftige Ausrichtung vor allem von Theoriestellen schwelen, wo eine Professur aufgrund misslungener Diskurse zum zweiten Mal ausgeschrieben werden musste und wo mal die eine und mal die andere Seite den Eindruck hat, benachteiligt zu werden. Lassen wir noch einmal Hans-Peter Müller zu Wort kommen:

»Die Realität [der Soziologie; BBM] indes sieht anders aus: Nicht Einheit, sondern Vielfalt an Themen, Problemen, Theorien, Methoden und Analysen zeichnen diese Wissenschaft aus. Die Einheit, so die paradox anmutende These, gibt es nur in der Vielfalt. Aber diese Vielfalt beinhaltet nicht etwa Harmonie, sondern verheißt ewigen Streit.« (Müller 2018: 462)

Brüche und Friktionen, oder: Vom Umgang der Soziologie mit externen Irritationen

Dies gesagt, möchte ich im Folgenden einige Ereignisse untersuchen, die aus meiner Sicht die Soziologie der letzten Jahre in die Situation gebracht haben, in der sie sich heute befindet: in der Gefahr nämlich, statt sich den vielfältigen aktuellen Problemen, ja: Krisen, im nationalen wie globalen Zusammenhang kontinuierlich zu widmen, sich in internen Debatten, ja: Spaltungsdiskursen, aufzureiben. Auch hier möchte ich biographische Erfahrungen zum Ausgangspunkt nehmen, die im Zusammenhang dreier Strukturphänomene – den Bologna-Reformen stehen, der »Vermessung« und der »Vielfachkrise«.

Die *Bologna-Reform* erreichte mich in meiner Habilitationsphase an der Universität Stuttgart. Die Treiber der Einführung der konsekutiven Studiengänge in den Sozialwissenschaften waren dort die Politikwissenschaftler*innen. Trotz zahlreicher Berichte von Studierenden und Lehrenden, wonach in den USA Studiengangsentwicklung in Orientierung am deutschen Diplom in Erwägung gezogen wurde, und obwohl wir gerade einen innovativen und (gemessen an den Leistungen der Studierenden und den Übergängen in den Arbeitsmarkt der Absolvent*innen) sehr erfolgreichen dualen und bilingualen Studiengang mit der Universität Bordeaux implementiert hatten, setzten sich die Politikwissenschaftler*innen durch. In Stuttgart wurden die neuen Bachelor- und Masterstudiengänge vergleichsweise früh implementiert. Ähnlich war es in Frankfurt, wo sich infolge der – innerhalb der Disziplin vermutlich durchaus begründeten – Initiative der Politikwissenschaftler*innen die beiden Fächer Soziologie und Politologie entkoppelten und sowohl institutionell als auch studiengangspezifisch ausdifferenzierten. Dabei gingen tendenziell überdisziplinäre Perspektiven auf die Grundlagen der Sozialwissenschaften verloren. Isabel Steinhardt (2015) hat zu diesem Thema und am Beispiel der Politikwissenschaft ihre Dissertation in Frankfurt geschrieben.

Zentrales Ergebnis ist, dass weniger die Qualität der Lehre Motiv der Treiber*innen der Reformen gewesen ist, sondern vielmehr das Streben nach der Stärkung der eigenen Forschung.

Wie lässt sich verstehen, dass sich die soziologische Gemeinschaft nicht kräftiger dagegen gewehrt hat? Wie lässt sich verstehen, dass eine akademische Gemeinschaft, die – zumindest ist das meine Wahrnehmung – mehrheitlich gegen die vorschnelle Einführung der konsekutiven Studiengänge war, unter anderem wegen der damit verknüpften Änderung der Ausrichtung von Lehre (zum Beispiel Messung von Kompetenzen; Ausbildung statt Bildung), sich nicht ähnlich verhalten hat wie die Philosophie oder die Rechtswissenschaften? Hier möchte ich auf Heinrich Popitz' berühmten Aufsatz »Prozesse der Machtbildung« (siehe »Sternstunden der Soziologie«) hinweisen. Dort stellt er unter anderem am Beispiel einer begrenzten Menge an Liegestühlen auf einem Passagierschiff dar, wie sich unterschiedliche Privilegien von Teilgruppen bilden und die Privilegierteren der beiden »Klassen« exklusive Verfügungsgewalt über die dauerhafte Nutzung der Liegestühle erhielten. Mehrheitsverhältnisse allein, so Popitz, gaben hierfür nicht vorrangig den Ausschlag. Auf den Schiffen setzte sich vielmehr der Anspruch einer Minderheit durch. Die »Herrschenden« konnten Kraft ihrer größeren Organisationsfähigkeit und solidarischer Binnenbeziehungen etwaige Angriffe auf die Verfügungsgewalt abwehren und die zunächst willkürliche Usurpation knapper Ressourcen als legitim erscheinen lassen, sie auf Dauer stellen. Die Klasse der Benachteiligten schaffte es nicht, sich zu organisieren, wohl weil ihnen der Status quo ante ganz erträglich war, vielleicht aber auch weil ihnen die Fähigkeit zur Solidarität nicht gegeben war.

Jüngst hat Andrea Maurer in ihrem Vortrag auf dem Soziologie-Kongress in Göttingen den Bologna-Prozess nachdrücklich als eine externe Störung der Soziologie gekennzeichnet. Sie hob dabei vor allem die damit veränderten Leistungsbewertungskriterien hervor, die das Reputationssystem der Soziologie nachdrücklich verändert haben. Womit wir bei meinem zweiten Punkt: der *Vermessung* wären. Anfang der neunziger Jahre war ich für ein Jahr an einem neu eingerichteten Forschungsinstitut am University College Cork in Irland tätig. Das Forschungsinstitut widmete sich ausschließlich der europäisch vergleichenden Forschung und die Mittel stammten in Gänze von der Europäischen Union. Ich sollte dort ein Projekt zu »Distant Learning« koordinieren, das ich nicht selbst beantragt, sondern vor Ort übernommen hatte. Nach einiger Zeit stellte sich heraus, dass es in Irland bis dato keine Einrichtungen gab, die »Distant Learning« betrieben. Da war also

ein Forschungsprojekt beantragt und bewilligt worden, ohne dass die Relevanz für die beteiligten Länder nachgewiesen wurde. Entsprechend landeten die Ergebnisse des Projektes in den Schubladen der EU-Kommission, was nichts daran geändert hat, dass das Institut auch weiterhin erfolgreich in der Akquise von Drittmitteln war – unter anderem erhielt ich selbst ein Stipendium der EU zur Innovationsforschung – und einige Wissenschaftler*innen sich international profilieren konnten. Dieses Phänomen: Forschung um der Finanzierung von Stellen, um der Profilierung in der Community und weniger um der Sache willen, begleitet die Drittmittel-Ausrichtung der letzten zwanzig Jahre. Auch wenn die DGS sich den Rankings gegenüber kritisch verhält und in der Community die zunehmende Leistungsvermessung kritisch analysiert wird (vgl. zum Beispiel Vormbusch 2012; Mau 2017), scheinen Teile der Soziologie durchaus affiziert von der Idee und den Möglichkeiten einer umfassenden Vermessung der Leistungsfähigkeit ihrer eigenen Disziplin.

Das »zweite Buch«, welches neben der Juniorprofessur über Jahrzehnte die Habilitationsäquivalenz in der Soziologie belegte, weicht zunehmend Beiträgen in internationalen A-Journals des Faches. Damit werden vor allem die jungen Kolleg*innen angehalten, sich internationale Netzwerke aufzubauen, die ihnen Forschungsstellen vermitteln und den Weg hin zu derartigen Publikationen erleichtern. Die Umstellung auf andere Veröffentlichungsformate, der (qualifikations- bzw. berufsrelevante) Druck, Ergebnisse der theoretischen und/oder empirischen Forschung international in A-Journals unterzubringen, und der zu beobachtende K(r)ampf, für den eigenen Erhalt der wissenschaftlichen Position zugleich noch Drittmittel-Projekte an Land zu ziehen, hat dann auch die sachlichen Grundlagen einer Bewertung von Kolleg*innen beispielsweise in Berufungsverfahren (aber nicht nur dort) verschoben. Ich erinnere mich an eine Berufungskommission der Stadtsoziologie-Professur um das Jahr 2000 herum hier in Frankfurt. In der Erstsortierung von potenziellen Kandidat*innen für die Schriftenanforderung und die Einladung zum Berufungsvortrag wurden der h-Index und die eingeworbenen Drittmittel einbezogen. Dadurch ging uns diese Professur letztlich verloren, weil selbst hoch angesehene und sachlich eindeutig geeignete Bewerber*innen aufgrund ihres Publikationsverhaltens und ihrer Drittmittelakquise im wahrsten Sinne des Wortes »zerrechnet« worden sind.

Ich stelle also fest, dass die strukturellen Veränderungen – Drittmittel-Orientierung, Verschiebung der sachlichen Grundlagen der Bewertung wis-

senschaftlichen Arbeitens und ihrer Wissenschaftler*innen – die bereits bestehenden Risse im Gefüge des Binnenverhältnisses der Soziologie nochmals vertieft haben.

Das führt mich nun zum dritten Punkt: der *Vielfach-Krise*. Die Zeit meiner Habilitation war, neben meiner Tätigkeit als Assistentin von Ortwin Renn an der Universität, geprägt durch meine Kooptation an der Akademie für Technikfolgenabschätzung in Stuttgart. Die kritische, im Sinne einer problembezogenen, reflexiven Soziologie, die ich bisher vor allem im Rahmen der Forschung zu geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung betrieben habe, wurde hier auf das Verhältnis von Natur und Gesellschaft ausgeweitet.⁶

Wie bereits oben angedeutet, wurden und werden in den letzten Jahren neben ökologischen weitere Krisen virulent, die Alex Demirović und Andrea Maihofer bewogen haben, von einer Vielfach-Krise zu sprechen. »Unter dem Begriff der multiplen Krise verstehen wir dabei eine historisch-spezifische Konstellation verschiedener sich wechselseitig beeinflussender und zusammenhängender Krisenprozesse im neoliberalen Finanzmarktkapitalismus.« (Demirović, Maihofer 2011: 13) Demirović und Maihofer nennen neben der ökonomischen Krise diejenige der Demokratie, der Parteien, des Klimas, der Energie, der Bildung sowie die Krise der Geschlechterverhältnisse und betrachten sie als interdependent.

Dass die Soziologie spezifische Kompetenzen der Produktion von Wissen zum Verständnis von gesellschaftlichen Problemlagen hat, steht außer Frage, inwieweit dieses Wissen auch tatsächlich gesellschaftliche Problemlösungskapazitäten stärkt, hat etwas mit der Bereitschaft der Community zu tun, neben »Systemwissen« über Gesellschaft auch Orientierungs- und Problemlösungswissen zu generieren. Bereits 1982 fordert Werner Sewing die wissenschaftliche Gemeinschaft auf dem Soziologentag in dieser Sache heraus:

»Angesichts der ökonomischen, ökologischen und sozialen Krisensymptome des Industrialismus müsste besonders die »Krisenwissenschaft« Soziologie zu Deutungsangeboten herausgefordert sein. Das Gegenteil ist der Fall. Gesellschaftliche Problemlagen und soziologische Theoriediskussion driften auseinander. Sowohl die neue »Wende« zu den »Selbstheilungskräften des Marktes« als auch die radikale Wachstumskritik der neuen sozialen Bewegungen machen die bereits länger zu beobachtenden Legitimationsprobleme der »administrativen Hilfswissenschaft« (Gehlen) sichtbar. Die Soziologie droht ins Abseits zu geraten.« (Sewing 1983: 385)

⁶ Thema meiner Habilitation war das Verhältnis von Wirtschaft und Umweltschutz.

Ganz aktuell haben Thomas Scheffer und Robert Schmidt auf dem Soziologiekongress in Göttingen dieses Problem angesprochen und argumentiert, dass soziologische Beiträge zur Lösung »existenzieller Probleme« weniger in soziologieinternen Debatten als vielmehr in transdisziplinären Kontexten, wie etwa der Klimaforschung oder der Architektur, zur Anwendung kommen.

Ein vorläufiges Fazit

Das Forschungsfeld der Soziologie ist die Gesellschaft und diese sieht sich aktuell mit vielfältigen Krisen konfrontiert. Um Lösungen für diese Krisen entwickeln zu können, benötigt sie das spezifische Wissen der Soziologie. Nicht zuletzt aufgrund ihrer zunehmenden Ausdifferenzierung verfügt die Soziologie über das Potenzial, neben Systemwissen auch Orientierungs- und Problemlösungswissen zu generieren. Sie tut dies bis dato aber nicht in hinreichender Weise gemeinschaftlich. Eine mögliche Erklärung dafür ist die Empfänglichkeit, von nicht geringen Teilen der Community und in je unterschiedlichen Zusammensetzungen, für die »ernsten Spiele des Wettbewerbs«. Nicht nur im Sinne eines männlich konnotierten Feldes akademischer soziologischer Praxis, sondern auch hinsichtlich der Art und Weise des Umgangs mit den Herausforderungen von Bologna und dem damit einhergehenden Wandel des Reputationssystems. Die Soziologie, die sich in herausragender Weise mit sozialen Dynamiken auseinandergesetzt hat, scheint mit dem Wandel im eigenen Feld nicht besonders effektiv umgehen zu können. Dass sich dies in der Zukunft ändern kann, und das ist die optimistische Botschaft meines Beitrags, verbirgt sich wiederum in den Spezifika unserer Disziplin, der Fähigkeit nämlich, die Komplexität der sozialen Wirklichkeit anzuerkennen und nach Wegen zu suchen, sich dieser, wenn auch in streitbarer »Einheit durch Vielfalt« zu nähern.

Literatur

- Akademie für Soziologie 2017a: Aufruf zur Gründung einer »Akademie für Soziologie«. https://akademie-soziologie.de/wp-content/uploads/2018/04/Gr%C3%BCndungsaufwurf_final-ohne-Namen.pdf, letzter Aufruf 12. November 2018.
- Akademie für Soziologie 2017b: Grundsätze empirisch-analytischer Soziologie, <http://akademie-soziologie.de/wp-content/uploads/2017/11/Grundsätze-der-Akademie.pdf>, letzter Aufruf 12. November 2018.
- Bourdieu, P. 2005 [1998]: Die männliche Herrschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Demirović, A., Maihofer, A. 2013: Vielfachkrise und die Krise der Geschlechterverhältnisse. In H.M. Nickel, A. Heilmann (Hg.), *Krise, Kritik, Allianzen. Arbeits- und geschlechtersoziologische Perspektiven*. Weinheim, Basel: Beltz Juventa, 30–49.
- Friedrichs, J., Lepsius, M.R., Mayer, K.U. (Hg.) 1998: Die Diagnosefähigkeit der Soziologie. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*. Sonderheft 38. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Glatzer, W. 1999: Ansichten der Gesellschaft. *Frankfurter Beiträge aus Soziologie und Politikwissenschaft*. Opladen: Leske + Budrich.
- Kiss, G. 1972: Einführung in die soziologischen Theorien. 2 Bände. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Knapp, G.A. 1990: Zur widersprüchlichen Vergesellschaftung von Frauen. In E.-H. Hoff (Hg.), *Die doppelte Sozialisation Erwachsener*. München: DJI-Verlag, 17–52.
- Mau, S. 2017: *Das metrische Wir. Über die Vermessung des Sozialen*. Berlin: Suhrkamp.
- Mau, S., Huschka, D. 2010: *Die Sozialstruktur der Soziologie. Professorenschaft in Deutschland*. WZB-Discussion Paper. Berlin: WZB.
- Müller, H.-P. 2018: Soziologie und ihre Forschungsgestalt. *Soziologie*, 47. Jg., Heft 4, 462–476.
- Neckel, S., Mijic, A., von Scheve, Chr., Titton, M. 2010: *Sternstunden der Soziologie: Wegweisende Theoriemodelle des soziologischen Denkens*. Frankfurt am Main: Campus.
- Niephaus, Y. 2018: Eine Feldtheorie sozialer Ungleichheiten und die Ungleichheitsforschung als Mittel der Gesellschaftsanalyse. *Westend, Neue Zeitschrift für Sozialforschung*, 15. Jg., Heft 2, 165–174.
- Rosa, H., Strecker, D., Kottmann, A. 2007: *Soziologische Theorien*. Konstanz, München: UVK.
- Sewing W. 1983: Soziologie als Krisenwissenschaft? In F. Heckmann, P. Winter (Hg.), 21. *Deutscher Soziologentag 1982*. Opladen: Westdeutscher Verlag, 385–388.
- Steinhardt, I. 2015: *Lehre stärkt Forschung. Studiengangsentwicklung durch ProfessorInnen im Handlungsfeld Universität*. Wiesbaden: Springer VS.

- Strübing, J. 2017: Organisation und Repräsentation. SozBlog. Blog der Deutschen Gesellschaft für Soziologie. <http://blog.soziologie.de/2017/12/organisation-und-repraesentation/>, letzter Aufruf 12. November 2018.
- vers. Autoren 2013: Ein Satz für M. Rainer Lepsius zum 85. Geburtstag. *Soziologie*, 42. Jg., Heft 2, 123–125.
- Vogel, A. (Hg.) 2006: Wege in die Soziologie und die Frauen- und Geschlechterforschung. Autobiographische Notizen der ersten Generation von Professorinnen an der Universität. Wiesbaden: VS.
- Vormbusch, U. 2012: Die Herrschaft der Zahlen. Zur Kalkulation des Sozialen in der kapitalistischen Moderne. Frankfurter Beiträge zur Soziologie und Sozialphilosophie, Band 15. Frankfurt am Main: Campus.